

Amts- und Anzeigebblatt

für den

Bezirk des Amtsgerichts Eibenstock
und dessen Umgebung.

Erscheint
wöchentlich drei Mal und
zwar Dienstag, Donner-
stag und Sonnabend. In-
scriptionspreis: die Klein-
seite 10 Pf.

Abonnement
vierteljährl. 1 M. 20 Pf.
(incl. Bringerlohn) in der
Expedition, bei unsern Bo-
ten, sowie bei allen Reichs-
Postanstalten.

Verantwortlicher Redacteur: E. Hannebohn in Eibenstock.

N. 1.

32. Jahrgang.

Donnerstag, den 1. Januar

1885.

Zum neuen Jahre!

Sink' hinab ins stille Meer der Zeiten,
Altes Jahr, du hast den Lauf vollbracht,
Laß' uns deine Grenzscheid' überschreiten
Mit dem letzten Schlag der Mitternacht.

Mancher weint vielleicht die heiße Thränen,
Mancher seufzt die bittere Klagen nach;
Mancher blickt mit heißem Herzenssehnen
Auf des neuen Jahres ersten Tag.

Was der Welt du warst im wahren Lichte
Wird man einst im Weltenbuche seh'n,
Denn auf einem Blatte der Geschichte
Wird es trennlich aufgezeichnet seh'n.

All' der Menschen gute Engel sichten
Und kein Herz kann sich der Freude weih'n,
Wenn des Himmels goldne Wolken glühen
Von des Kampfes blut'gem Widerschein. —

Allzuhell wird zwar dein Ruhm nicht glänzen,
Denn dein Lauf war nur bescheid'ner Art,
Doch mit Dank woll'n wir dein Grab bekränzen,
Haß du doch den Frieden uns bewahrt.

Frieden, ach! er strahlt an deinem Grabe
Licht'ell in das neue Jahr hinein;
Möge Gott mit dieser Himmelsgabe
Ferner auch die Menschheit noch erfreu'n!

Süßer Friede, Schutzgott jeder Freude!
Deinem sanften Lichte folgt das Glück,
Du erscheinst in deinem Strahlenkleide
Wie im Wettersturm ein Sonnenblick.

Weile in des Vaterlandes Grenzen,
Strene deine gold'nen Früchte aus,
Laß' dein Himmelsantlitz freundlich glänzen
Hier im Kreise wie in jedem Haus.

Wo des Krieges Donner schrecklich dröhnen
Giebt es keinen Wohlstand, kein Gedeih'n,
Giebt's nur Menschenelend und mit Stöhnen
Tritt die Noth mit Furcht und Schrecken ein.

Flammend rauchen unsrer Städte Trümmer
Und es herrscht nur Willkür und Gewalt,
Da, wo der Erschlagenen Gewimmer
Unbeweint und ungehört verhallt.

Neues Jahr, o laß' die Friedenspalmen
Ueber Deutschlands weite Auen weh'n,
Preisen wollen wir's mit Dankespalmen
Und von Gott den Segen uns ersch'eh'n.

Von dem unterzeichneten Amtsgerichte sollen

den 10. Januar 1885

die dem Fabrikanten Ernst Wilhelm Leonhardt früher in Eibenstock, jetzt in Markranstädt gehörigen, an der Schulstraße hier selbst gelegenen, mit Nr. 3 D und Nr. 3 E des Brandcatasters bezeichneten zwei Wohnhäuser nebst daran stoßendem Feldgrundstück Nr. 510 C des Flurbuchs, eingetragen auf Fol. 1021 des Grund- und Hypothekensbuchs für Eibenstock, welche Grundstücke am 18. April 1884 ohne Berücksichtigung der Oblasten auf

31,850 M.

gewürdert worden sind, anderweit nothwendiger Weise versteigert werden, was unter Bezugnahme auf den an hiesiger Gerichtsstelle aushängenden Anschlag hierdurch bekannt gemacht wird.

Eibenstock, am 20. Oktober 1884.

Königl. Sächs. Amtsgericht das.

Bezüge.

Grubbe, G.-S.

Nachdem die Abschätzung zu den hiesigen **Communalanlagen** auf das Jahr 1885 beendet ist, liegt das betreffende Cataster vom 2. Januar 1885 ab 14 Tage lang im Kassenzimmer des Gemeinderaths — Rathhaus 1 Treppe — in

der Weise aus, daß jeder Anlagenpflichtige von seiner Abschätzung Einsicht nehmen kann.

Etwaige Reclamationen sind innerhalb der 14tägigen Auslegungsfrist bei dem unterzeichneten Gemeinderathe schriftlich anzubringen und mit Angabe von Beweismitteln, bei Vermeidung des Verlustes der letzteren, zu versehen. Reclamationsschriften, welche diesen Erfordernissen nicht entsprechen, müssen unberücksichtigt bleiben.

Schönheide, am 30. December 1884.

Der Gemeinderath.

Aufforderung.

Diejenigen, welche in hiesiger Gemeinde auf das Jahr 1884 sich mit ihren **Schulden** und **Gemeindeabgaben** noch im Rückstande befinden, werden hiermit veranlaßt, solche nunmehr zu berichtigen, widrigenfalls gegen dieselben executivisch vorgegangen werden wird.

Schönheiderhammer, den 30. December 1884.

Pöller, Gemeindevorstand.

Das Jahr 1884

geht zu Rüste; ins Kerbholz der Zeit wird ein neuer Einschnitt gemacht. Millionen von Glückwünschen der verschiedensten Art begleiten die Menschheit in das neue Jahr 1885.

Von dem Jahre 1884 scheiden wir ohne Wehmuth, aber auch ohne Bitterkeit. Es war für die Menschheit ein Jahr schlecht und recht, ein Durchschnittsjahr, das sich weder im Guten noch im Bösen besonders ausgezeichnet hat. Oder läßt uns nur die Ungenügsamkeit so schreiben und sollten wir es nicht preisen, als ein Jahr des Glückes, weil während seiner Dauer der Friede unseres Erdtheils ungetrübt blieb — weil in diesem Jahre nicht einmal Leute vom Schlage Stobeleff und Gambetta Brandreden hielten? Der Friede ist das höchste Gut der Menschheit, und wir sind dankbar dafür, daß er uns erhalten blieb, aber . . . er ist der natürliche Zustand der gesitteten Menschheit, ein Zustand, auf den diese ein Recht hat.

Allerdings dieses Recht, ebenso wie manches andere, ist nicht immer an der Herrschaft, und da ist es denn erhebend, zu wissen, daß die Vorsehung in dem neuen deutschen Reiche einen festen Hort des Friedens hat erstehen lassen. Der Kaiser, der Führer in großen, schweren und ruhmreichen Kriegen, ist ein Friedensfürst und sein oberster Rathgeber, der Reichskanzler, hat auch im verflorenen Jahre mit geschickter Hand die Fäden der großen Politik so gesponnen, daß kein Knoten mit unterließ. Die deutsche Friedenspolitik wurde durch die Dreikaiser-Zusammenkunft zu Serniewice gekrönt; es kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der höchste leitende Gesichtspunkt der deutschen Staatskunst der Friede sei. Dem gegenüber schrumpfen auch die kriegerischen Ereignisse in anderen Welttheilen, so in China, Aegypten und

Madagaskar, für uns fast zur Bedeutungslosigkeit zusammen.

Bezüglich unserer inneren Politik nimmt das am 18. October erfolgte Ableben des Herzogs Wilhelm von Braunschweig schon seiner Folgen wegen die erste Stelle des Interesses ein. Sind auch die Verhältnisse Braunschweigs noch nicht wieder definitiv geordnet, so steht doch so viel fest, daß jede „Ueberraschung“ von der einen wie von der anderen Seite ausgeschlossen ist, und die Regelung sich auf ruhige und lokale Weise vollziehen wird.

Mit dem Jahre 1884 ist Deutschland auch in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten und hat darin gleich bedeutende Fortschritte gemacht. Das ist um so erfreulicher, als die Sache bisher mit nicht nennenswerthen Kosten verknüpft war, friedlich verlief und keine abenteuerlichen Nebenabsichten ins Spiel kamen. Im Verfolg der friedlichen Politik Deutschlands haben sich denn auch Vertreter aller großen Nationen in Berlin zur Kongokonferenz zusammengefunden, welche neben ihrem im Namen liegenden Zweck auch die friedliche Konkurrenz der Nationen bei der Besitzergreifung von Kolonien regeln soll.

Die Sozialreform-Politik hat im verflorenen Jahre das Zustandekommen des Unfallversicherungsgesetzes und die Einführung der Arbeiter-Krankenversicherung zu verzeichnen. Es bleibt zu hoffen, daß der weitere Gang der angestrebten Reform den berechtigten Forderungen der Arbeiter gebührend Rechnung trage und diese wichtigste Volksklasse mit den modernen Staatseinrichtungen versöhnt.

Das Parteitreiben hat im vergangenen Jahre wiederum Blüthen gezeitigt, von denen man glauben sollte, daß sie amerikanischen Ursprungs seien. Nach den Wahlen vom 28. October ist es in dieser Beziehung glücklicherweise wieder besser geworden; wenigstens wird Derjenige, der sich auf dem Festsboden

der Parteien hervorthut, nicht mehr von vornherein verächtlich, silberne Löffel gestohlen zu haben.

Wir in Deutschland dürfen uns glücklich schätzen, von dem Besuche jenes schrecklichen Gastes verschont geblieben zu sein, der in Frankreich, Italien und im nördlichen Spanien so schrecklich gehaust hat. Zuletzt, nachdem die Cholera schon vollständig erloschen schien, hat sie noch in dem Seinebabel einen zwar kurzen, aber verderblichen Besuch abgestattet. Dabei müssen wir auch der wackeren Felder der Wissenschaft gedenken, die die deutsche Regierung nach Aegypten und Indien sandte, um die Natur der Seuche zu studiren. Dr. Koch, der den Komma-Bacillus aufsand, hat der ärztlichen Theorie und damit der Welt einen ungeheuren Dienst geleistet, so daß man hoffen darf, endlich auch wirksame Schutz- und Heilmittel gegen die gefürchtete asiatische Seuche zu finden.

Alles in Allem genommen wird man in das oben abgegebene Urtheil über das Jahr 1884 einstimmen müssen. Möge das kommende Jahr 1885 nicht schlechter sein, wie sein Vorgänger. Besser könnte es aber um ein gutes Theil werden.

Tagesgeschichte.

— Deutschland. Es wird beabsichtigt, dem Fürsten Bismarck zu seinem bevorstehenden 70. Geburtstag (1. April) die von verschiedenen Seiten gesammelten Gelder zur Ausstattung der 2. Directorstelle im Auswärtigen Amt mit Hinzufügung noch weiterer Sammlungen zu einer Bismarckstiftung als nationales Ehrengeschenk zu übergeben, etwa als Grundstock für den Bau eines Kriegsschiffes.

— Ueber die Reform des Wahlgesetzes schreibt man dem „Dr. Tgbl.“: Jeden wahren Patrioten muß es schon längst mit tiefem Schmerz erfüllen, wie der sogen. Freisinn in Verbrüderung mit dem Ultra-

montanismus, der Socialdemokratie und dem Völkertum — den wirklichen Fortschritt in unserem deutschen Staatsleben systematisch hindert, die sonnenklaren, edlen Bestrebungen der Reichsregierung bei jeder Gelegenheit bestreift. Mittelbar wird hierdurch selbst das von unserm hochherzigen Kaiser sich in seinem hohen Greisenalter noch vorgelegte Vollbringen zum allgemein anerkannten Wohle Deutschlands in heuchlerischer Weise zu vereiteln gesucht. Die Beweggründe dieser Opposition lassen sich nicht mehr verschleiern; persönliche Interessen, verwerflicher Egoismus sind die Triebfedern; die Gesamtqualität jener Cliqueswirtschaft concentrirt sich in dem Motto: Karthago muß zerstört werden, unsere Herrschaft soll erstehen aus den Ruinen. Wie lange soll unsere Geduld von jenen catilinarischen Existenzen noch gemißbraucht werden? Abhilfe läßt sich, wie bei allen Uebeln, nur wirksam schaffen, wenn man den Grund erkennt. Dieser dürfte in unserm Wahlgesetze zu finden sein. Jeder gereifte, vorurtheilsfreie Mann frage sich unparteiisch, ob ein Alter von 25 Jahren für das wichtigste politische Recht, das Wahlrecht zum deutschen Reichstage, befähigt, da es sich hierbei um die Allgemeinheit handelt. Kann in einem solchen Alter Lebenserfahrung und Menschenkenntniß in solchem Maße bereits vorhanden sein, um mit einer gewissen Selbstständigkeit und eigenen Ueberzeugung das Wahlrecht auszuüben. Mit welcher selbstständigen Einsicht, objectiven Beurtheilung tritt ein 25jähriger Jüngling an die Wahlurne, der kaum genügend seinen eigenen Privat- und beziehend. Familienverhältnissen gewachsen ist. Sachgemäße, mit den betreffenden Factoren rechnende, objective Auffassung kommt nun und nimmer mehr vor gereifterem Alter. Es gilt in allen Jahrhunderten als Axiom: Erfahrung und Menschenkenntniß, besonders auch das Erkennen seiner selbst, ist die beste und größte Lehrmeisterin für das praktische Leben. Dadurch wird der überwuchernde Idealismus gedämpft, Mangel an geistiger Durchbildung geübt und man erst geschickt gemacht, sociale und staatliche Dinge sachlich zu erfassen, zu begreifen und für die Fortentwicklung des Staatswohls, für Reformen Spreu und Weizen zu sichten und demgemäß sein Wahlrecht geltend zu machen und nicht Mißbrauch, sei es bewußter oder unbewußter, activer oder passiver, damit zu treiben, welsch' letzterer überdies durch Ausschluß vom Wahlrecht auf Zeit bei nicht vorhandener gesetzlich normirter Entschuldigang an politischen Philistern zu ahnden sein dürfte. Je höher und wichtiger ein staatlicher Organismus ist, je schwerer die Folgen wiegen, die aus der Thätigkeit der Organe desselben entstehen, desto schwieriger ist das objective Verständnis, desto mehr ist erforderlich ein Mann. Vor den Jahren kommt bei Keinem der hierfür ausreichende Verstand — bei Manchem leider gar nicht — und wer mit der gegentheiligen Behauptung auftritt oder sich als Unicum brüftet, widerspricht der Wirklichkeit in seiner Allgemeinheit, wenn nicht gar obiger Erfahrungssatz durch seine Ansicht Bestätigung findet. Dem Senat wurde, wie die Geschichte lehrt, die Berathung und Beschlußfassung über das Staatswohl anvertraut; die Stimme des Volkes ist nur Gottes Stimme, wenn sie erfolgt durch gottesfürchtige, ehrenwerthe, erfahrene Männer; Schulweisheit reicht nicht aus: „Grau ist alle Theorie, doch grün des Lebens gold'ner Baum“. Um den politisch gewerbemäßigen Agitatoren zu Gunsten erfahrungsg. nicht phrasenreicher Männer das Terrain zu beschneiden, auf welchem behufs Pflege des Egoismus dem phantastischen Idealismus geföhnt, oder die im Menschen schon hinlänglich wohnende Unzufriedenheit geistlich mit allen, auch unsaubern Mitteln genährt und gemehrt und auf die Dauer des Wahlkampfes, weil nicht möglich, ein Eldorado verheißt wird; kurz, wo die Salzaberei geneigte Ohren findet, muß das Alter für das so wichtige, das Staatswohl mit bedingende Wahlrecht und Wahlpflicht in gereiftere Jahre verlegt werden, vielleicht das vollendete 35. Lebensjahr hierfür festgesetzt sein. Mit Abschluß dieses Jahres hat der Reichs-Staatsbürger seine Ehrenpflicht bis mit dem Landwehrmann erfüllt, beziehend. hinter sich und nun gewissermaßen als Belohnung erlangt er nun die ebelste Auszeichnung im Wahlrecht. Nun kann er mit rathen und thaten auf öffentlicher Arena über das Staatswohl. Könnte man statistisch feststellen, durch welche Lebensalter der Freisinn und die Socialdemokratie, wohl auch der Ultramontanismus — die Majorität hauptsächlich mit erlangen, so dürfte sich ergeben, daß zu meist jene Altersklassen vom 35. Jahre zurück, für sie enthusiastisch werden. Jener Sirenenfang, wenn auch selbst daran nicht geglaubt, klingt aber verlockend für jene Altersjahre und wahrlich es ist nicht schwer, Propaganda zu machen, wo die ewig bleibenden Unvollkommenheiten des menschlichen Daseins jene Marktschreierei und Bänkelsängerei mit großen erdichteten Wildern unterstützen. Die Socialdemokratie verlangt auch daher in schlauer Berechnung offen, nicht verblümt, die Herabsetzung des Alters für das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht bis zum 20. Jahre, vielleicht bald bis zum 14. Je wichtiger aber und folgenreicher ein politisches Recht ist, und das Wahlrecht nimmt die erste Stelle ein, desto mehr müssen mögliche Garantien in jeglicher Beziehung gegen Mißbrauch und Ausbeutung vorhanden sein. Dadurch

würde jenes Recht um so mehr Ehrenrecht und um so mehr als ein köstliches Gut geschätzt. Darum Reform des Wahlgesetzes!

— Spanien. Ein fürchterliches elementares Unglück hat während der Weihnachtsfeiertage das arme Spanien heimgesucht. Ein schreckliches Erdbeben richtete in den Provinzen Granada und Malaga ungemessenes Unheil an. Bis jetzt fehlen noch eingehende Nachrichten. Man weiß nur, daß nach vorläufiger amtlicher Zählung 266 Menschen dabei das Leben verloren, darf aber kaum hoffen, daß damit die ganze Ziffer der unglücklichen Opfer erschöpft ist. — Ein weiteres Telegramm aus Madrid berichtet: Durch das stattgehabte Erdbeben ist der größere Theil der Stadt Alhama zerstört worden (Alhama, in der Provinz Granada, zählt ungefähr 7000 Einwohner, liegt in gebirgiger Gegend und hat warme Mineralquellen), die Vorderseite der Kathedrale von Granada hat sich etwas gesenkt, auch die Kathedralen von Sevilla und Giralda sind beschädigt. Von den Einwohnern der Ortschaft Albuñuelos in der Provinz Granada hat eine große Anzahl das Leben eingebüßt.

Sächsische Nachrichten.

— Chemnitz. Sonntag, früh 6 Uhr 20 Min. wurde bei der ständigen Feuerwache durch den Stadthürmer Feuer im Gesellschaftshause des Casino gemeldet. Sofort rückte die Wache nach dem Brandobjekte ab, bei ihrem Anlangen daselbst fand sie, daß das Feuer bereits ziemliche Dimensionen angenommen hatte. Das Hauptsaalgebäude, sowie der Speisesaal waren unrettbar verloren, weil sie bereits in Flammen standen. Dagegen gelang es, das Vordergebäude zu erhalten, mit Ausnahme eines Theiles des Dachstuhles, welcher zerstört wurde. Sofort nach ihrem Eintreffen wurde von der Feuerwache nach den Leuten, welche bisher in den Dachlammern schliefen, Umfrage gehalten, glücklicherweise war es allen diesen noch rechtzeitig gelungen, den schwer bedrohten Theil des Dachbodens zu verlassen. Der erste Angriff auf das Feuer geschah durch die ständige Wache mit 2 Schläuchen, nach und nach langten auch, nachdem die allgemeine Alarmierung erfolgt war, die freiwilligen Feuerwehren an und beteiligten sich wader an der Bekämpfung des Feuers. Dasselbe nahm die Thätigkeit der Feuerwehren mehrere Stunden in angestrengtester Weise in Anspruch; es waren 5 Hydranten in Benutzung und 9 Schlauchleitungen nach dem Brandobjekte gelegt. Das Ablöschen und die Berräumung der gefährlicheren Theile incl. von 4 großen Schornsteinen zwischen Vorder- und Saalgebäude währte bis 4 Uhr Nachmittags, zu welcher Zeit die letzte Abtheilung der Feuerwehr abrückte. Die Entstehungursache des Feuers ist auf einen durch die Anlage eines Ofens entstandenen Balkenbrand zurückzuführen.

— In eine nicht geringe Aufregung wurde am ersten Feiertag früh in Zwickau bei der Christbescherung eine Familie dadurch versetzt, daß plötzlich eine starke Detonation erfolgte, eine Flamme aus dem Ofen heraussprühte, Glassplitter im Zimmer umherflogen und letzteres mit einem unaussprechlichen Schwefelgeruch erfüllt ward. Die mutmaßliche Ursache der Detonation war das Zerspringen eines Gefäßes mit Schwefel, das wahrscheinlich auf dem oder im Ofen gestanden hatte, den gegenwärtigen Inhabern der Wohnung aber, welche bisher noch nicht dieses Zimmer geheizt hatten, verborgen geblieben war, und dessen Inhalt sich nun beim erstmaligen Heizen des Ofens an der Ofenhitze entzündete. Außer dem Wegziehen der Farbe von einigen Möbelstücken, sowie dem Grünfärben weißer Gegenstände war ein Schaden nicht entstanden.

— Zittau, 20. Decbr. Als im vergangenen Sommer die deutschen Studenten aus Prag das benachbarte Warnsdorf besuchten und bei dieser Gelegenheit auch einen Absteher nach unserer Stadt unternahm, da glaubte wohl Niemand, daß die patriotischen Kundgebungen, welche bei den fröhlichen Kommerzen zu Tage traten, noch ein ernstes Nachspiel haben würden. Heute nun liest man in der „Reichenberger Ztg.“ folgendes Telegramm: Warnsdorf, 19. December. Eduard Strache, Redakteur der „Abwehr“ und der altkatholische Pfarrer Mittel wurden gestern vor den Untersuchungsrichter des Kreisgerichtes Leipa geladen und nach längerem Verhör unter der Anklage des Hochverraths, angeblich begangen durch ihre Kommerztreiben anlässlich des Pfingstbesuchs der Prager Studenten, in Untersuchungshaft genommen. Infolge ihrer Beschwerde wurde die Haft von der Rathskammer zwar behoben, wogegen der Staatsanwalt rekurrierte, so daß die Entlassung der Inhaftirten erst erfolgen kann, falls das Oberlandesgericht den Beschluß der Rathskammer bestätigen würde. Hier herrscht infolge dieser Verhaftung große Aufregung.

— Reyschlau. Ein hiesiger Fleischer verletzte sich kürzlich in Ausübung seines Berufes durch einen jedenfalls verrosteten Nagel in der Hand. Da die Verletzung ganz unbedeutend gewesen ist, hat er nicht weiter darauf geachtet, bis die Wunde zu schmerzen begann und Geschwulst eingetreten ist. Trotzdem, daß hierauf sofort ärztliche Hülfe in Anspruch genommen worden, war die Blutvergiftung bereits so weit vor-

geschritten, daß es nicht gelang, den Fleischer am Leben zu erhalten.

— Von den Abgeordneten Dr. Freiherr von Hertling, Dr. Freiherr von Schorlemer-Käst und Dr. Lieber ist, unterstützt durch die übrigen Mitglieder des Centrums, beim Reichstage der Antrag eingebracht worden, die verbündeten Regierungen aufzufordern, wo möglich noch in dieser Session dem Reichstage einen Gesetzentwurf, betreffend die weitere Ausbildung der Arbeiterschutzgesetzgebung, vorzulegen, in welchem 1) die Arbeit an Sonn- und Feiertagen, vorbehaltlich einzelner genau zu bestimmender Ausnahmen, verboten, 2) die Kinder- und Frauenarbeit in Fabriken eingeschränkt, insbesondere die Nachtarbeit weiblicher Arbeiter ganz verboten, auch 3) die Maximalarbeitszeit erwachsener männlicher Arbeiter geregelt wird. Bei der großen Wichtigkeit dieses Antrags für Arbeiter wie Arbeitgeber und bei den sehr erheblichen Bedenken und Schwierigkeiten, welche der Annahme und Durchführung desselben nach verschiedenen Richtungen entgegenstehen, erachtet es das Präsidium der Handels- und Gewerbekammer Plauen für nothwendig, die Ansichten der beteiligten Kreise, zu welchen im Allgemeinen alle gewerblichen Arbeiter und Arbeitgeber, insbesondere aber Fabrikanten und Fabrikarbeiter solcher Industriezweige gehören, in denen regelmäßige Kinder- und Frauenarbeit stattfindet, darüber zu hören, in wie weit und aus welchen Gründen sie die obigen Anträge für annehmbar oder unannehmbar halten. Dasselbe richtet deshalb an alle Beteiligten das dringende Gesuch, der Kammer baldigst eine möglichst eingehend begründete (und wo angängig mit Zahlen erläuterte) Aeußerung über die gedachten Anträge zugehen zu lassen, damit die Kammer rechtzeitig im Interesse ihrer Bezirksangehörigen bei dem Reichstage vorstellig werden kann. Ganz besonders ergeht diese Aufforderung an die Angehörigen der Maschinenindustrie, von denen ein Theil schon bei dem vorigen Reichstage in der vorliegenden Frage, jedoch in entgegengesetzter Richtung, d. h. im Sinne einer Erweiterung der Befugniß zur Verwendung von Kindern und jugendlichen Arbeitern, vorstellig geworden ist und aus deren Mitte auch gegenwärtig wieder dem königlich sächsischen Ministerium des Innern eine Anregung gleicher Tendenz vorliegt, über welche die Handels- und Gewerbekammer Plauen sich in nächster Zeit gutachtlich zu erklären hat. Das Präsidium der Handels- und Gewerbekammer spricht die Erwartung aus, daß namentlich die im Kammerbezirk vorhandenen Arbeitgeber- und Arbeitervereinigungen, kaufmännischen, Fabrikanten-, Gewerbe- und Handwerkervereine diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zuwenden und der Kammer recht bald das Ergebnis ihrer Erwägungen und Verhandlungen mittheilen werden.

Ein Waldgeheimniß.

Erzählung von Karl Schmeling.

Nachdruck verboten.

Das böse Forstpiel.

Das Dunkel der Wälder birgt auch in zivilisirten Staaten Geheimnisse, welche nie aufgeklärt werden.

So mancher Forstmann verschwindet in Ausübung seines Berufes, ohne daß je wieder eine Spur von ihm entdeckt wird. Andere Beamte dieses Standes werden als Leichen aufgefunden; daß sie von Mörderhänden fielen, unterliegt keinem Zweifel; doch nach den Verbrechern wird vergeblich gesucht.

Nur selten ereignet es sich, daß nach langen Jahren der Zufall Aufklärung darüber bringt, welche Schauerzscene einst in stiller Waldeinsamkeit vor sich ging.

An einem schönen Septembermorgen machten der Oberförster von Espenholt und der Förster Langer einen Pirschgang durch den Hochwald im Verlauf des letzteren.

Nach einiger Zeit schlug der Knall eines Schusses, aus nicht zu großer Entfernung, an das Ohr der beiden Männer. Da sich in diesem Augenblicke außer ihnen kein Jagdberechtigter im Revier befinden konnte, so war nur anzunehmen, daß jener Schuß von einem Wilderer herrührte.

Die beiden Beamten verständigten sich kurz, gaben die Suche nach Wild auf und schlugen die Richtung ein, aus welcher der Schall zu ihnen gedrungen war. Sie kamen dadurch sehr bald zur Waldlichtung und an eine von ihr begrenzte Wiese.

Schon der erste Blick ins Freie überzeugte die beiden Männer, daß sie richtig vermutet hatten. Auf der Wiese, ganz nahe dem Waldekrande, war ein Mensch eifrig mit dem Ausweiden eines Rehbocks beschäftigt.

Der Wilddieb hatte offenbar auf dem Aufstande den Rückwechsel des Bockes von der Wespung abgewartet und ihn dann mit sicherer Kugel erlegt. Unzweifelhaft war es dasselbe Stück Wild, auf welches die beiden Forstbeamten es abgesehen hatten.

Zum Ueberflusse kannten beide Männer den Wilddieb auch noch von Person. Es war ein sogenannter Bädner, namens Roge, aus dem Dorfe Esterhorst, in welchem auch Langers Forsthaus lag, ein schon mehrfach wegen Wild- und Holzdiebstahl bestraffter Mensch.

Roge war keineswegs Wild- und Holzdieb aus Noth; sein Grundstück näherte ihn und seine Familie, trotzdem er noch vier Kinder im Hause hatte, dollauf. Er war auch fleißig, hielt seine Wirtschaft in Ordnung und das Seine zu Rathe.

Sächsische
Landesbibliothek
29 JULI 1902
Dresden

Seine Holzrevolver entsprangen offenbar der so vielfach bei Landleuten vorhandenen Ansicht, daß der Wald für Jedermann da sei, wogegen die von ihm verübten Wilddiebereien unzweifelhaft auf seine unbezähmbare Jagdleidenschaft hinwiesen.

Die Strafen, welche Ruge für seine Gesetzeswidrigkeiten erlitten, waren stets nur unbedeutend gewesen. Einer Widerseßlichkeit gegen die Beamten hatte er sich bisher nicht schuldig gemacht.

Die beiden Herren hielten daher auch nicht für nöthig, sich dem Wilddiebe vorsichtig zu nähern. Langer trat sogar völlig aus dem Walde hervor und ging mit schnellen Schritten auf jenen zu. Der Oberförster blieb zwischen den Hochstämmen des Waldbrandes und folgte langsamer.

Ruge war so ernstlich beschäftigt, daß er von seiner Arbeit gar nicht aufhieb. Der weiche Bieseboden, die Rasendecke desselben, der leichte Tritt des nicht hochgewachsenen, behenden Försters und endlich der über die Biese daherkommende, mit dem dünnen Laube am Waldestrande ein geräuschvolles Spiel treibende, frische Luftzug ließen den Wilddieb das Nahen eines Menschen völlig überhören.

Der Förster konnte daher unbemerkt hinter den Mann treten und behielt noch Ruße, sich nach dem Gewehr desselben umzusehen, welches er denn auch, dicht neben ihm im Grase liegend, entdeckte.

Langer bückte sich, um die Waffe aufzuheben. Hierdurch fiel jedoch sein Schatten auf die Hände Roges, und wie elektrisirt schnellte der hochgewachsene, sehnige Mensch empor. Auch er langte nach dem Gewehr, welches seine Hand beim Kolbenhalse ergriff, während der Förster den Doppellauf umklammert hielt.

Nummehr trat auch der Oberförster auf die Biese heraus und durch den Zuruf desselben erkannte der auf frischer That abgesetzte Wilddieb, daß er es mit zwei Begnern zu thun habe. In dieser Weise überrascht und vom Horn übermannt, war Ruge wohl nicht ganz Herr seiner Befinnung. Unter dem deutlich erkennbaren Bemühen, die Mündung des Gewehrs auf die Brust des Försters zu richten, drückte er den einen der Läufe ab.

Langer hatte jedoch das Gewehr seitwärts gestossen und dadurch die Absicht des Wilddiebes vereitelt. Der Schuß ging fehl; der Förster ließ das Rohr fahren und sprang zur Seite, während er die eigene Büchse flinte von der Schulter riß.

Ruge richtete seine Waffe, allerdings ohne zu zielen, auf den Oberförster und gab auch den zweiten Schuß ab. Derselbe ging ebenfalls vorbei, und der Raubschuß sprang, in der Richtung sein Gewehr, in der Linken das Messer, dessen er sich beim Zerwirken des Wildes bedient hatte, mit langen Sägen in den Wald hinein, zwischen dessen starken Stämmen er nach wenigen Sekunden verschwand.

Obwohl die Forstbeamten, nachdem sich der Wilderer in der beschriebenen Weise gegen sie vergangen hatte, berechtigt waren, denselben niederzuschießen, gab doch keiner von ihnen Feuer auf den fliehenden Mann. Dies geschah wohl theilweise deshalb, weil sie es weniger leicht mit einem Menschenleben nahmen, als der verbrecherische Gegner; andererseits konnte ihnen derselbe, trotz seines augenblicklichen Entkommens, nicht entgehen und so mochte er vorläufig laufen.

Die beiden Forstmänner brachten das dem Raubschützen abgejagte Wild in Sicherheit, und der Oberförster machte demnächst der zuständigen Behörde Anzeige von dem Vorfalle. Einige Tage später ward Ruge verhaftet und an das Gefängniß des Kreisgerichts abgeliefert.

Ruge legte sich, während der gegen ihn geführten Untersuchung hartnäckig aufs Beugnen. Er schien der ebenfalls unter Landleuten sehr verbreiteten Ansicht zu sein, daß sein Vergehen ohne Konfiskation der gebrauchten Waffe am Orte der That nicht nachweisbar sei. Zugleich stützte er sich auf einen Alibi nachweis.

Das Vorleben des Angeklagten ward ihm in Bezug auf den behaupteten Wilddiebstahl nicht günstig. Anders stand es damit jedoch hinsichtlich seiner Wiederseßlichkeit gegen die Forstbeamten. Man gab ihm allgemein das Zeugniß eines ruhigen, friedliebenden, ordentlichen Mannes, der sich außer Holz- und Jagd-Konventionen seiner Unredlichkeit und namentlich nie einer Gewaltthat schuldig gemacht habe.

Auch über Roges Familienleben ward nichts Nachtheiliges ermittelt. Er galt für einen guten Ehemann und Vater. Daß sein ältester Sohn vor ungefähr zwei Jahren einem Bauern aus dem Dienste und mit einer vogirenden Seitwärtsbande davon gelaufen, war wohl mehr Schuld des übermäßig strengen Dienstherrn, als diejenige des vierzehnjährigen Jungen oder gar des Vaters desselben gewesen.

Doch Roges Versuch, ein Alibi für Zeit und Ort der That nachzuweisen, schlug fehl und die amtlichen Zeugenaussagen der beiden Forstbeamten waren vollauf genügend, ihn zu überführen und den Beweis für die Anklage zu liefern.

Bei Abmessung der festzusetzenden Strafe ward noch besonders Gewicht darauf gelegt, daß Ruge den kurz zuvor abgeschossenen Gewehrlauf wieder mit Ladung versehen, ehe er an das Aufbrechen des erlegten Wildes gegangen.

Der Gerichtshof folgerte, daß für Ruge das schnelle Fortkommen vom Biede das Wichtigste im Augenblicke gewesen sei. Wenn er dies in jenem Moment hintenan gesetzt, um erst seine Waffe wieder völlig schußfertig zu machen, so könne es nur in der Absicht geschehen sein,

sich und seine Beute aufs Aeußerste zu verteidigen. Die Schüsse auf die Forstbeamten seien daher nicht als in unbefonnener Uebereilung, sondern als mit Vorbedacht und mit Ueberlegung abgegeben zu betrachten. Den Grund zu diesem frevelhaften Vornehmen wollte man hauptsächlich darin finden, daß bei dem letzten Vergehen des Angeklagten die mehrfache Rückfälligkeit und Unverbesserlichkeit desselben mit in Anrechnung kommen mußte, was ihm aus früheren Verwarnungen bekannt war.

Infolge dieser Auslegung eines scheinbar ganz unwichtigen Umstandes ward Ruge wegen wiederholten Wilddiebstahls und Widerstandes gegen Beamte in Ausübung ihres Berufes, mit bewaffneter Hand, zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Als dem schuldig befundenen Angeklagten dieses Erkenntniß publizirt ward, gerieth er in eine unbeschreibliche Wuth. In wahrhaft fürchterlichen Ausdrücken verschwor er sich, den beiden Forstbeamten, die ihn ins Unglück gebracht, den Hals zu brechen, sobald er nur an sie kommen könne.

Ruge bewies dadurch, daß sein Inneres doch einen bösen Dämon barg, den er nicht immer zu beherrschen verstand und eine sofort über ihn verhängte Disziplinarstrafe belehrte ihn, daß er demselben auch diesmal am unrechten Orte zu viel Freiheit gewährt hatte.

Ruge ward bald darauf an das Zuchthaus abgeliefert.

Roges Frau hatte bereits während der Untersuchung gegen ihren Mann das Widnergrundstück, welches ihr vorbehaltenes Vermögen bildete, verkauft. Nach der Verurtheilung und Abführung Roges verließ sie mit den vier noch bei ihr befindlichen Kindern das Dorf Elsterdorf unter der Angabe, ihren Wohnsitz in der Provinzial-Hauptstadt, wo sie mehrere Verwandte habe, zu nehmen.

Etwa nach Jahresfrist verlautet in der Gegend, daß Ruge aus dem Zuchthause entsprungen sei und stehbriefflich verfolgt werde.

Es war das Letzte, was man vorläufig von der Familie Ruge an ihrem früheren Wohnsitz hörte, sie kam hiernach fast gänzlich in Vergessenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Fernsprecher. Ein Vierteljahrhundert ist es her, daß von Ph. Reis in Frankfurt a. M. das erste Telephon oder, wie wir es neuerdings benennen, der Fernsprecher hergestellt wurde; aber erst gegen Ende der siebziger Jahre — nachdem man die starken und schwachen Seiten der wunderbar neuen Erfindung besser erkannt, namentlich ermittelt hatte, welches Gebiet der Fernsprecher dem Telegraphen streitig machen kann, und eine Reihe von Verbesserungen erfunden — trat er seinen Velteroberungsflug an. Alle fünf Erdtheile besitzen heute Fernsprech-Einrichtungen, Deutschland allein Drahtleitungen von weit über 10,000 Kilom. Länge, auf der ganzen Erde sind zwischen 3- bis 400 Anlagen in Betrieb. — Dem Telegraphen, seinem älteren weltbeherrschenden Bruder, überlegen, zeigt sich der Fernsprecher bekanntermaßen hauptsächlich durch größere Einfachheit und Billigkeit seiner Herstellung und Leichtigkeit seiner Benutzung, er dringt darum tiefer ein in den örtlichen Schnellverkehr der Groß- und Mittelstädte, erweist sich auch als wohlfeiler und stiller Handlanger beim Telegraphendienst. Den reichsten Aufschwung hat das Institut wohl in Amerika genommen. Unter den Städten des europäischen Festlandes wird es vielleicht am allgemeinsten in Zürich benutz. Ein Zürcher rühmt in E. Reclam's „Gesundheit“, daß das Telephon sich schon allen Gesellschaftsklassen beinahe unentbehrlich gemacht habe, bis hinab zu den Schustern, Schneidern, Bäckern, Metzger, Droghenlutschern, Kleinhändlern, Schornsteinfegern. Kein Arzt hat sich ausgeglichen, jedes wohlbestellte Hauswesen sich einen Apparat verschafft und verwendet ihn für seine Tagesbedürfnisse. Dort stellt man jedem Einwohner, der es wünscht, ohne alle Anzahlung eine solche Anlage her, Verzinsung und Amortisation des angelegten Capitals in den geringen Jahresbeiträgen von 150 Franks = 120 Mark suchend. Ueberall im Orte befinden sich, zum Theil in bescheidensten Geschäftsräumen, „Sprechstationen“, den Vorübergehenden durch ein Schild kenntlich gemacht. Wegen Erlegung von 20 C. = 16 Pfg. kann von da Jeder mit der ganzen Stadt verkehren. Wohnt ein Kranker entfernt von seinem Arzte, so bestellt dieser zu gewissen Stunden Angehörige des ersteren an die ihnen nächste Sprechstation, und der Verkehr geht ohne Besuche vor sich. Ja, die Sprechstationen übernehmen Aufträge an den in ihrer Nähe wohnenden Kranken oder Arzt in Fällen, wo vorherige Verabredung nicht stattgefunden hatte.

Standesamtliche Nachrichten von Schönheide

a. vom Monat October 1884.

Geburten: Ein Sohn: dem Schuhmann August Louis Ueberlein, dem Feuermann Eduard Männel in Schönheiderhammer, dem Eisenhüttenwerksbesitzer Carl Hugo Forst Adler von Quersurth in Schönheiderhammer, der unverehelichten Weberin Minna Emilie Beurer, dem Maurer Friedrich Eduard Müller, dem Maschinenfeger Friedrich Eduard Schott, dem Eisengießer Ernst Bruno Biel in Schönheiderhammer, dem Drucker Otto Schöffler, dem Bürstenfabrikarbeiter Ernst Alban Feins in Reu-

heide, dem Drucker Franz Eduard Stephan, dem Schuhmacher Benan; Hüttner, dem Eisenhüttenwerkschlosser Gustav Alban Baumann, dem Hantarbeiter Franz Eduard Baumann, dem Bürstenmacher Friedrich August Unger, dem Eisenbahnstations-Vorstand Franz Hermann Seifert in Schönheiderhammer, dem Tischler Franz Gustav Bieweg, dem Pinselmacher Franz Eduard Lent. — Eine Tochter: der unverehelichten Stepperin Anna Emilie Schädlich, dem Handarbeiter Johann Christian Carl Schmidt, dem Bürstenmacher August Friedrich Männel, dem Handelsmann August Friedrich Schüller, dem Bürstenfabrikarbeiter Carl Ludwig Lent, der unverehelichten Näherin Anna Marie Gerischer, der unverehelichten Tambourin Anna Emilie Alwine Hädel, dem Eisenhüttenarbeiter Christian Gottlob Lent, der unverehelichten Bürstenmachers Augustine Unger, dem Eisenbahnwärter Ernst Julius Waschke in Schönheiderhammer, dem Kaufmann Gustav Bruno Schulze, der Alwine Ida verw. Ubert in Schönheiderhammer, dem ansässigen Zimmermann Franz Friedrich Fröhlich, dem Bürstenmacher Friedrich August Unger, dem Eisengießer Louis Robert Kunzmann, dem Eisenbahn-Streckenarbeiter Friedrich August Gänzel. — Ein Zwillingpaar: Dem Pinselmacher Christian Gottlieb Preuß, dem Bürstenhändler Carl Friedr. Männel.

Eheschließungen: Der Router und Hausbesitzer Christian Gottlob Wappier mit Christiane Friederike verw. Döschel; der Bürstenhändler Carl Albert Preuß mit der Bürstenmachers Auguste Ernestine Fiedel; der Bürstenfabrikarbeiter Friedrich Emil Schädlich mit der Bürstenfabrikarbeiterin Marie Auguste Dörfel; der Steinmetz Albin Emil Reich mit der Stepperin Alma Vina Unger; der Holzschleifereiarbeiter Carl Friedrich Schott mit der Handshuhnäherin Amalie Wilhelmine Jahn; der Lehrer Ernst Gottlob Roth in Grimma mit der Wittibstochter Marie Auguste Männel hier.

Sterbefälle: Marie Alwine Juch, 42 Jahre alt; Christiane Dorothea verw. Staab, 74 Jahre alt; des Webermeisters Carl Eduard Leißner Sohn Paul Otto, 6 Monate 19 Tage alt; des Schuldirectors Dalar Kelle Tochter Elsa Martha, 11 Jahre 9 Monate alt; des Handarbeiters Franz Eduard Bölig Sohn Ewald Emil 4 Monate 3 Tage alt; des Eisenhüttenarbeiters Friedrich Louis Lent Tochter Hulda Frieda, 3 Monate alt; des Bürstenfabrikarbeiters Friedrich Louis Baumann Sohn Richard Alwin, 14 Tage alt; der Handarbeiter Carl Richard Lorenz aus Rautenfranz, 25 Jahre 11 Monate alt; der unverehelichten Stepperin Auguste Emilie Reichner Sohn Friedrich Paul, 9 Monate 22 Tage alt; die Wäscherin Christiane Beate verw. Martin, 47 Jahre alt; des Zimmermanns Heinrich Carl Theodor Reinz Sohn Carl Max, 2¹/₂ Jahre alt; der Bürstenmacher Christian Heinrich Juch, 33 Jahre alt; des Zimmermanns Carl Heinrich Theodor Reinz Tochter Marie Theres, 1 Jahr 4 Monate 11 Tage alt; Rosalie Erdmuthe Neubauer, 62 Jahre alt; Christiane Friederike Weinhold, 51 Jahre alt; des Zimmermanns Franz Friedrich Fröhlich Tochter Vna Marie, 6 Tage alt.

b. vom Monat November 1884.

Geburten: Ein Sohn: dem Bürstenfabrikarbeiter Franz Gustav Plat, dem Schmiedehilfen Franz Ludwig Neubert, dem Bürstenhändler Johann Ludwig Männel in Reuheide, dem Bäcker und Handarbeiter August Hermann Dietrich, dem Fabrikarbeiter Friedrich August Gerischer, dem Deconomen Carl Heinrich Müller, dem Restaurateur Carl Eduard Wasmann, dem Bürstenfabrikarbeiter Friedrich Louis Preuß. — Eine Tochter: dem Waldarbeiter Friedrich August Schädlich, dem Bürstenfabrikarbeiter Franz Louis Ubert, dem Tischlermeister Franz Emil Voller in Schönheiderhammer, dem Papierfabrikarbeiter Friedrich Max Lempe, dem Schlosser Friedrich Eduard Unger, dem Bäcker Friedrich Lent, dem Fabrikarbeiter Friedrich August Gerischer, dem Deconomen Christian Friedrich Hahn, der unverehelichten Stepperin Auguste Emma Pammler, dem Eisenhüttenwerksbesitzer Hans Hugo Carl Adler von Quersurth in Schönheiderhammer, dem Volksschullehrer Ernst Ludwig Schröder, dem Schneider Gustav Adolf Hängschel, dem Handarbeiter Ernst Ludwig Schott, dem Bahnwärter Friedrich Wilhelm Leupold, dem Bürstenfabrikarbeiter Franz Louis Schädlich, dem Bürstenfabrikarbeiter Alwin Hädel, dem Bürstenmacher Carl Louis Dörfel, dem Schlossermeister Hermann Julius Unger (todtgeboren).

Eheschließungen: Der Schlosser und Maschinenfeger Johann Friedrich Eibisch mit der Kaufmännin Auguste Alwine Luchscher; der Deconom Carl Friedrich Schädlich mit der Haushälterin Auguste Friederike Wadlhuber, der Klempner Hermann Moritz Heidrich in Chemnitz mit der Näherin Alma Klöpfer hier.

Sterbefälle: Des Zimmermanns Carl Leberecht Lent in Schönheiderhammer Sohn Otto Ewald, 1 Monat 10 Tage alt; des Bürstenmachers Carl August Schädlich Tochter Rosa Emilie, 2 Jahre 7 Monate alt; des Pinselmachers Christian Gottlieb Preuß Sohn Paul, 15 Tage alt; der Bürstenfabrikarbeiter Christian August Männel, 46 Jahre alt; des Eisengießers Friedrich Ernst Lindner Sohn Carl Ernst, 4 Jahre 6 Monate alt; der Handarbeiter Carl Eduard Unger, 44 Jahre alt; der unverehelichten Bürstenmacher Heinrich Hermann Martin, 21 Jahre alt; des Bürstenfabrikarbeiters Christian Gottlieb Preuß Sohn Carl, 27 Tage alt; des Bäckers Eduard Dörfel Tochter Anna Ida, 10 Jahre 3 Monate alt; des Bäckermeisters Hermann Albin Dietrich Sohn Paul Albin, 1 Jahr 4 Monate alt; des Bürstenhändlers Carl Gustav Leißner Tochter Anna Clementine, 7 Monate alt; des Holzschleifereiarbeiters Friedrich Eduard Schlesinger Sohn Paul Ewald, 1 Jahr 9 Monate 5 Tage alt; des Kaufmanns Emil Wild Ehefrau Karoline Emilie geb. Wagner, 70 Jahre alt.

Standesamtliche Nachrichten von Eibensdorf

vom 23. bis mit 29. December 1884.

Geboren: 379) Dem Maschinenfeger Friedrich Ernst Ripold hier 1 Sohn. 380) Dem Schuhmacher Albert Eduard Schmidt hier 1 Tochter. 381) Dem Maschinenfeger Friedrich August Schuster hier 1 Tochter.

Eheschließung: 46) Der Waldarbeiter Gustav Friedrich Leißner hier mit der Maschinenhilfen Hulda Natalie Gänzel hier. 47) Der Bädergehülfe Gustav Adolf Köstler, genannt v. Otto, hier mit der Stickerin Minna Marie Köstler hier. 48) Der Schlossergehülfe Richard Richter hier mit der Stepperin Anna Marie Unger hier. 49) Der Deconomegehülfe Gustav Louis Zimmermann hier mit der Wittibstochter Otto Augustine Köpold hier. 50) Der Fuhrwerksbesitzer Otto August Wilg in Wildenthal mit der Wilhelmine Anna Heinz daselbst.

Gestorben: 227) Die Vorbrudersehefrau Libby Amanda Wilscher geb. Kallig hier, 20 Jahre 7 Monate 8 Tage alt. 228) Dem Handarbeiter Carl Hermann Hübel in Bauensthal 1 Tochter (todtgeboren). 229) Des Streckenarbeiters Carl Julius Reichner hier Sohn Hermann Wilhelm, 10 Monate 9 Tage alt. 230) Caroline Friederike verw. Fendel geb. Baumann hier, 69 Jahre 2 Monate 26 Tage alt.

Kirchennachrichten aus Schönheide.

Montag, den 31. December 1884, Abends 6 Uhr Epl-vestergottesdienst mit Predigt. Kindern unter 6 Jahren ist der Zutritt zu diesem Gottesdienste untersagt.

Donnerstag, den 1. Januar 1885, Vorm. 8 Uhr Beichte und Abendmahl. Vorm. 9 Uhr Gottesdienst mit Predigt.

Geflügel-Ausstellung in Hundshübel.

Der Geflügel-Verein zu Hundshübel beabsichtigt, am **Dienstag, den 6. Januar 1885**, seine diesjährige **Geflügel-Ausstellung**, verbunden mit **Prämierung, Concert und Ball**, in Falk'schen Gasthof daselbst abzuhalten, wozu Liebhaber und Freunde hiermit ergebenst einladet
Der Vorstand.

Volkstheater Schönheide.

Die bis Ende November 1884 entliehenen Bücher sind künftigen **Freitag, den 2. Januar 1885, Nachmittags 4-6 Uhr** im Bibliothekzimmer des Rathhauses zurückzugeben.

Lampert's Sicht-Balsam

STEMPEL vorrätig à 1 Mark in den Apotheken zu **Eibenstock, Schneeberg, Johannegeorgenstadt.**
DEPONENT

Zum bevorstehenden Jahreswechsel bringt seinen werthen Kunden die herzlichsten **Glückwünsche**. Gleichzeitig die Bitte, mich auch im neuen Jahre unterstützen zu wollen.

Eibenstock, 31. Dec. 1884.

E. P. Ungothum, Spediteur.

Meiner werthen Kundschaft, welche mich mit Ihrem Vertrauen bisher beehrt hat, die herzlichsten Glückwünsche zum Jahreswechsel.

Eibenstock, 1. Jan. 1885.

Carl Rossner, Spediteur.

Zum Jahreswechsel bringe meiner werthen Kundschaft die besten Glückwünsche dar.

Ernst Gerischer, Schuhmachermstr.

Meiner werthen Kundschaft von hier und ausserhalb zum Jahreswechsel die besten Glückwünsche.

E. Hannebohn.

Beim Jahreswechsel bringe meinen werthen Gästen hierdurch die herzlichsten Glückwünsche dar.

E. Eberwein.

Für die vielen Beweise der Theilnahme beim Tode und Begräbnis unserer Mutter,

Christiane Friederike verw. Hendl, sowie für die Trostesworte des Herrn Pastor **Böttich** sagen wir unsern innigsten Dank. Ganz besonders aber danken wir allen Denen, welche die Verblichene bei Lebzeiten durch Rücksicht u. freundliche Aufnahme erfreuten. Gott möge Alle vor gleichem Schicksale gnädig bewahren.

Eibenstock, am Begräbnistage.

Die Hinterlassenen.

Ein Laden

mit Wohnung, in der Mitte der Stadt gelegen, ist zu vermieten und kann Ende Mai 1885 bezogen werden. Wo? zu erfahren in der Exped. d. Bl.

Ein Mädchen,

welches im **Ausbessern und Ausschneiden** bewandert ist, sucht sofort **Paul Krauss.**

Ein freundl. Familienlogis

ist sofort zu vermieten. Zu erfahren in der Expedition d. Bl.

Oesterreichische Banknoten 1 Mark 65,75 Pf.

Militärverein Eibenstock.

Zu der **Sonntag, den 4. Januar 1885, Nachmittags 2 Uhr** im Saale des **Feldschlösschen** hier stattfindenden

ordentlichen Generalversammlung

werden die Mitglieder hierdurch ergebenst eingeladen und wird pünktlichem und zahlreichem Erscheinen entgegensehen.

Der Vorsteher.

Alban Reichner.

Tagesordnung:

- 1) Anhörung der 1884er Rechnung und Wahl der diesbezüglichen Revisoren.
- 2) Wahl d. Vizevorstehers, Cassiers, Schriftführers u. von 6 Ausschussmitgliedern.
- 3) Mittheilung des Geschäftsberichtes auf das Jahr 1884.
- 4) Weitere Mittheilungen.

Sparkasse Schönheide

täglich Nachmittags von 2-4 geöffnet. Verzinsung der Einlagen: 3/4 Procent.

NEUE AUSGABE IN 36 LIEFERUNGEN 50 PF. PREIS GEH. N. 18. GEB. M. 24.
P. L. Martin's
Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.
Leipzig: F. A. Brookhaus.
ZWEI BÄNDE A 3 ABTHEILUNGEN BEARBEITET V. MARTIN, HEINCKE, KNAUER, REY 24

Brenn-Kalender

für die Gas-Strassenbeleuchtung in Eibenstock im Monat Januar 1885.

Dat.	Stück	Uhr		Dat.	Stück	Uhr		Dat.	Stück	Uhr	
		von	bis			von	bis			von	bis
1.	keine	Beleuchtung.		12.	72	5	10	19.	1	5	10
2.	41	5	7	13.	72	5	10	20.	41	6	1
3.	41	5	9	14.	72	5	10	21.	41	7	1
4.	72	5	10	15.	72	5	10	22.	41	9	1
5.	72	5	11	16.	72	5	10	23.	41	10	1
6.	72	5	10	17.	72	5	10	24.	41	11	1
7.	41	10	12	18.	72	5	10	25.	41	11	1
8.	41	10	1	19.	72	5	10	26.	19	12	5
9.	41	10	2	20.	72	5	10	27.	19	1	5
10.	19	1	3	21.	72	5	10	28.	19	2	5
11.	41	10	1	22.	72	5	10	29.-31.	keine	Beleucht.	
	19	1	5								

Offerte.

Oehmig-Weidlich's

Prima-Seife,

gelblich, in Original-Packeten von 6 Pfund für 3 Mark und 3 Pfund für 1 Mark 50 Pfg.

(nebst Beilage eines Stück seiner Handseife.)

Harzseife I. Qual.,

Packete von 3 Pfund für 1 Mark 15 Pfg.

Elainseife,

festste Schmierseife, in Stück, in Original-Packeten von 5 Pfd. für 1 Mark 50 Pf. und 2 1/2 Pfd. für 78 Pf. aus der Fabrik von

C. H. Oehmig-Weidlich in Zeitz.

gegründet im Jahre 1807, neu erbaut 1880/81. Diese Prima-Seife ist die anerkannt beste Waschseife und dient zur Reinigung jeder Stoffe, auch der feinsten; sie ist vollständig rein und neutral abgerichtet und von solcher Güte, daß 1 Pfund derselben ebensoviel Wäsche reinigt, wie 2-3 Pfund der gewöhnlich im Handel vorkommenden billigeren Seifen. Der Wäsche selbst giebt sie einen angenehmen Geruch.

Die Harzseife I. Qual. findet besonders zum Waschen bunter oder sehr schmutziger Wäsche die beste Verwendung.

Die Elainseife, beim Einweichen der Wäsche durch Einquirlung angewendet, ist die vorthellhafteste Seife zum Vorwaschen der Hauswäsche, die anerkannt vorzüglichste zum Bleichen der Wäsche und die beste zum Scheuern.

Proben von 1/2 Pfund an jedem zu Diensten. Im Detail offerirt: Prima-Seife 50 Pf., Harzseife I. Qual. 40 Pf., Elainseife 38 Pf. per Pfund.

Eibenstock C. W. Friedrich.

do. H. Klemm.

Schönheide Apoth. Arno Schulze.

Schlachtfest

nächsten Freitag.

Friedrich Schlegel.

Ein Transport sehr schöner



Steierischer Pferde

ist eingetroffen und steht „Hotel Stadt Leipzig“ zum Verkauf.

Hochachtend

Zentner, Pferdehändl.

aus Carlsbad.

Von höchster Wichtigkeit

für Augenranke!

Das ächte Dr. White's Augenwasser hat sich, seiner **unübertrefflich guten Eigenschaften** wegen, seit 1822 einen **großen Weltruhm** erworben. Es ist concessionirt und als **bestes Hausmittel** — nicht Medicin — in allen Welttheilen bekannt und **berühmt**, worüber viele Tausende von Bescheinigungen sprechen. à Flacon 1 Mark zu haben bei

E. Hannebohn.

Chineser Fuze

für Plattirungen der Pferdegeschirre und Chaisen, sowie für verschiedene Militärzwecke bei

G. Fischer, Apotheker.

Eine Köchin

u. ein Stubenmädchen finden

Stellung. Wo? sagt die Exped. d. Bl.

Emser Pastillen

aus den festen Bestandtheilen des Emser Wassers unter Leitung der Administration der König Wilhelms Felsenquellen bereitet, von bewährter Heilkraft gegen die Leiden der Respirations- und Verdauungs-Organen, in plombrirten Schachteln mit Control-Streifen vorrätig:
in Eibenstock bei Apoth. Fischer, in Johannegeorgenstadt bei Apotheker A. Berndt, in Schönheide bei Apotheker Arno Schulze.

Engros-Versand: Magazin der Emser Felsenquellen in Cöln.

Neu eröffnet!

Auerbach i. V. Auerbach i. V.

Hôtel Becker

empfeht seine komfortabel eingerichteten Fremdenzimmer und Restaurant. — Vorzügliche Betten, gute Speisen und Getränke, prompte Bedienung, civile Preise.
Reinhold Jaeger.

Agenten gesucht für leicht abzugebende Artikel. **Gute Provision.** Offerten unter **B. F.** an das **Annoncen-Büreau von Bernhard Freyer, Leipzig.**

Schützenhaus.

Am Neujahrstag, v. Nachm. 4 Uhr an öffentliche **Tanzmusik**, wozu ergebenst einladet

G. Becker.

Feldschlösschen.

Am Neujahrstag, v. Nachm. 4 Uhr an öffentliche **Tanzmusik**, wozu ergebenst einladet

E. Eberwein.

Fahrplan der Chemnitz-Aue-Adorfer Eisenbahn.

Von Chemnitz nach Adorf.

	Früh	Früh	Nachm.	Nachm.
Chemnitz	4,45	9,20	2,14	7,0
Burghardsb.	5,37	10,13	3,15	7,55
Wohnitz	6,15	10,51	4,10	8,33
Wohnitz	6,27	11,2	4,23	8,45
Aue (Ankunft)	6,44	11,20	4,43	9,3
Aue (Abfahrt)	6,53	11,35	4,57	9,45
Wolfsgrün	7,37	12,8	5,28	10,16
Eibenstock	7,53	12,22	5,41	10,27
Schönheide	8,5	12,31	5,50	10,35
Rautenkranz	8,30	12,50	6,8	10,53
Jägergrün	5,11	8,41	1,1	6,18
Schöneck	5,57	9,21	1,44	6,55
Wota	6,11	9,34	1,59	7,9
Marneufirch.	6,40	10,0	2,28	7,35
Adorf	6,49	10,9	2,37	7,44

Von Adorf nach Chemnitz.

	Früh	Früh	Nachm.	Nachm.
Adorf	4,40	8,3	1,22	6,20
Marneufirch.	4,56	8,21	1,36	6,36
Wota	5,30	8,56	2,9	7,10
Schöneck	5,52	9,19	2,30	7,31
Jägergrün	6,30	9,58	3,8	8,7
Rautenkranz	6,37	10,5	3,15	8,14
Schönheide	7,0	10,29	3,39	8,35
Eibenstock	7,11	10,40	3,50	8,45
Wolfsgrün	7,22	10,51	4,1	8,55
Aue (Ankunft)	7,56	11,25	4,35	9,25
Aue (Abfahrt)	8,20	11,40	5,10	—
Wohnitz	5,58	8,51	12,1	5,31
Wohnitz	6,14	9,14	12,19	5,49
Burghardsb.	6,53	10,3	12,59	6,28
Chemnitz	7,38	11,8	1,44	7,16

Omnibus-Fahrplan.

Abfahrt von der Kaiserl. Postanstalt:

Früh	8 Uhr 45 M. nach Chemnitz u. Adorf.
10	10 „ „ Chemnitz.
Mittags	11 „ 50 „ „ Adorf.
Nachm.	3 „ 20 „ „ Chemnitz.
5	10 „ „ Adorf.
Abends	8 „ „ „ Aue resp. Chemn.
9	50 „ „ Jägergrün.

Druck und Verlag von E. Hannebohn in Eibenstock.

Hierzu eine Beilage.

theile
Jahr
beru
noch
zu
Zeit
Naver
E
müsse
zeich
verfel
Erzäh
E
falen,
1807
Hilbe
gebild
meilen
Dies
fleck i
Se
seine
des
schafter
E
schmitt
Polizist
Nege.
Entfitt
dem
mehr
ganzen
gerade
und se
Polizei
des
Aufgab
Regieru
durch
schuldig
Da
los da
ben.
ging m
zu stürz
Aus
allgemei
Dinterg
Es
frischer,
wirkte,
und sch
In
einen
Lünebur
ber reich
Hausen.
Wie
mit dem
fällig.
und krä
weniger
Sein
Die kräf
bei der
dem Kop
Pelz verli
hervorbr
obschon
Sein
druck.
riethen
aber dur
meist leb
Greb
reichste
die Lief
Regierung
erschütter
treten, al
Alles aus
gerichtet
Er tr
samen
nädigkeit
zehmal
gebeugt
In M
Er sal
fähr dreiß
Schritten

Beilage zu Nr. 1 des „Amts- und Anzeigebblattes“.

Eibenstadt, den 1. Januar 1885.

Schwere Tage.

Eine Erzählung aus den Zeiten König Jeromes von Dr. Friedrich Friedrich.

Wachdruck verboten.

Die Erzählung, welche wir unsern Lesern mittheilen werden, führt uns in den Anfang unseres Jahrhunderts zurück. Die Thatsachen, auf denen sie beruht, machten ihrer Zeit viel Aufsehen und sind noch jetzt geeignet, das Interesse im vollsten Maße zu fesseln und auf manche Verhältnisse der damaligen Zeit, die jetzt den Meisten fremd geworden sind, einen klaren Blick zu werfen.

Ehe wir indeß die Erzählung selbst beginnen, müssen wir mit kurzen Worten die damalige Zeit zeichnen, damit der Leser von vornherein ein Bild derselben erhält und wir nicht nöthig haben, in der Erzählung selbst wiederholt darauf zurückzukommen.

Es war während der Zeit des Königreichs Westfalen, welches Napoleon für seinen Bruder Jerome 1807 aus den Ländern Braunschweig, Hannover, Hessen, Hildesheim, die Altmark, Halberstadt, Magdeburg u. gebildet hatte, ein Flächenraum von über 688 Quadratmeilen, mit mehr als zwei Millionen Einwohnern. Dies Königreich Westfalen war der größte Schandfleck in Napoleons ganzer Herrschaft.

Jerome war ein durchaus unfähiger Mensch, der seine Königswürde nur zur gewissenlosen Ausbeutung des Landes benutzte, um seinen schmutzigen Leidenschaften zu fröhnen.

Sein Königreich war halb nach französischem Zuschnitt eingerichtet. Französische Gendarmen und Polizisten überzogen das ganze Land wie mit einem Netze. Sie drängten sich in die Familien. Die Entfittlichung riß so tief ein, daß zuletzt der Bruder dem Vater, der Vater dem eigenen Sohne nicht mehr trauen durfte. Trotz der Ueberschwemmung des ganzen Landes mit Gendarmen und Polizisten waren gerade in jener Zeit Verbrechen gegen das Eigenthum und selbst gegen das Leben sehr häufig, denn die Polizei und Gendarmen waren nicht zur Sicherheit des Landes und Volkes da, sondern hatten nur die Aufgabe, auf irgend ein mißliebiges Wort gegen die Regierung zu laufen, die dann ihre Dymnastie durch die erbärmlichste Härte gegen oft ganz unschuldige bewies.

Das Volk selbst stand völlig schutzlos und rechtlos da. Es sollte keinen Schutz und kein Recht haben. Der schwachsinnige, verachtungswürdige Jerome ging nur darauf aus, es tiefer und tiefer in's Elend zu stürzen.

Aus dieser Zeit ist unsere Erzählung und jene allgemeinen, unglückseligen Verhältnisse stehen als Hintergrund hinter ihr.

Es war im Sommer des Jahres 1810. Ein frischer, heller Morgen, der um so wohlthuernder wirkte, weil die vorhergegangenen Tage brüskend heiß und schwül gewesen waren.

In einem hannoverschen Dorfe, welches mit der einen Hälfte seiner Ländereien ziemlich hart an die Lüneburger Heide grenzte, saß der Ackerbauer Grebe, der reichste Mann des Dorfes, vor der Thüre seines Hauses.

Wie er da saß, die Arme auf beide Kniee gestützt, mit dem Kopf vorn übergebogen, erschien er fast hilflos. Nur wenn er sich dann und wann schnell und kräftig emporrichtete, sah man, daß er nichts weniger als hilflos war.

Seine Gestalt war mittelgroß, gedrungen und fest. Die kräftigen Hände verriethen, daß er entschlossen bei der Arbeit zugreifen konnte, wenn er wollte. Auf dem Kopfe trug er, trotz der Sommerzeit, eine mit Pelz verdrämte Mütze. Die Haare, welche darunter hervorblickten, waren sehr stark mit Weiß untermischt, obgleich der Mann noch nicht fünfzig Jahre zählte.

Sein Gesicht machte einen festen, trogigen Eindruck. Die fest auf einander gepressten Lippen verriethen einen strengen Sinn, und die nicht großen, aber durchdringend blickenden grauen Augen sahen meist lebhaft umher.

Grebe war vielleicht auf Meilen im Umkreise der reichste Bauer, und die vielen Abgaben und Steuern, die Lieferungen und Einquartierungen, welche die Regierung forderte, schienen seinen Wohlstand wenig erschüttert zu haben. Es lag in seinem ganzen Auftreten, als wenn er sagen wollte: „Ich kann das Alles aushalten und wenn Ihr alle längst zu Grunde gerichtet seid, kann ich den Kopf noch hoch tragen!“

Er trug ihn hoch. Er hatte einen jähnen unbeugsamen Bauernstolz, der mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit an althergebrachten Vorurtheilen hing, und zehnmal lieber gebrochen wäre, ehe er sich einmal gebeugt hätte.

In Nachsinnen versunken saß er da.

Er sah nicht, daß ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren auf den Hof trat und mit schnellen Schritten auf ihn zu kam.

Es war eine hohe, stattliche Gestalt in dem leichten Schritte, in jeder ihrer Bewegungen verrieth sie Kraft und Gewandtheit. In dem wirklich hübschen Gesichte prägte sich eine offene Keckheit und Kühnheit aus. Unter der Mütze quollen volle, leichtgelockte Haare hervor. Unter den großen, dunklen Augen waren ein Paar schwarze Braunen gewölbt, so schön und scharf gezogen, daß ein Maler sie zur Studie hätte wählen können.

Nur die Augen selbst, so heiter sie meist blickten, konnten dann und wann unheimlich finster und drohend blicken, und dann schienen sie nicht mehr schön.

Dieser junge Mann war der Haidewirth Röber, der Besitzer einer Schenke, die ungefähr eine halbe Stunde von dem Dorfe entfernt und an der Heerstraße gelegen, den Namen Haideschenke führte, obgleich sie nicht in der Heide selbst lag, sondern von den besten Feldern, die zu ihr gehörten, gleichsam umgrenzt war.

Auch er trug den Kopf hoch und blickte nicht ohne Stolz umher, denn er war sich bewußt, daß er der hübscheste Mann in der ganzen Umgegend und die Augen der meisten Mädchen mit Wohlgefallen auf ihm ruhten.

Rasch trat er auf den Ackerbauer zu.

„Guten Morgen, Grebe,“ sprach er und reichte dem Dastgehenden die Hand zum Gruße.

Der Genannte, der ihn nicht hatte kommen hören, hob hastig den Kopf empor, und die Blicke der beiden Männer ruhten einige Sekunden lang in einander.

„Guten Tag,“ erwiderte er dann ruhig, fast kalt, ohne die dargereichte Hand anzunehmen.

Ueber das Gesicht des jungen Mannes schoß eine leichte, flüchtige Röthe. Sie hielt indeß kaum eine Sekunde an. Mit Gewalt schien er sie zu überwinden. Sein Auge behielt den freundlichen Ausdruck.

„Ich habe mit Euch zu reden, Grebe,“ fuhr er fort, so unbefangen, als es ihm möglich war.

„Mit mir?“ fragte der Ackerbauer, der sich erhoben hatte und seine mittelgroße Gestalt nun in ihrer ganzen Kraft zeigte. In dem Tone seiner Stimme klang ein unverhohlenes Erstaunen durch.

„Ja, mit Euch,“ erwiderte der junge Haidewirth. „Setzt Euch das in Erstaunen, daß ich mit Euch etwas zu besprechen habe? Ich denke, wir sind einander so fremd nicht.“

„Das sind wir nicht,“ gab der Ackerbauer mit derselben Ruhe zur Antwort. „Nun spricht, — was wollt Ihr?“

„Nicht hier — kommt in's Haus.“

„Wir sind hier allein,“ entgegnete Grebe, ohne sich zu rühren. „Und ich denke, Geheimnisse haben wir doch wohl nicht mit einander!“

„Nun, wer weiß,“ erwiderte Röber lächelnd, da er die kurze, schroffe Weise des Ackerbauers kannte. „Vielleicht doch.“

Der Ackerbauer schien einen Augenblick zu schwanken, ob er dem Wunsche des Haidewirths nachkommen sollte, dann schritt er schweigend voran in das Haus. In dem Zimmer angelangt, wandte er sich plötzlich um und blieb dicht vor Röber stehen.

„Nun spricht, was wollt Ihr?“

„Nur nicht so hastig!“ rief der junge Mann lachend. „Es lag ihm viel daran, den Ackerbauer in heitere Laune zu bringen, es schien ihm indeß wenig zu gelingen.“

„Macht's kurz,“ erwiderte Grebe.

„Ich will es kurz machen, wenn Ihr mich ruhig anhören wollt. Ich bitte Euch nur, unterbrecht mich nicht.“

„Spricht, spricht!“ rief der Ackerbauer ungeduldig.

„Seht, Grebe,“ fuhr Röber fort, „der Haidewirth ist keiner der ärmsten im Dorfe und in der Umgegend. Es sind schwere Zeiten, die Abgaben und Steuern greifen Manchem hart an's Leben, und wer jetzt auf seinem Eigenthum nicht festgefasset sitzt, der mag sich in Acht nehmen. Auch mir hat diese unselbige Wirthschaft, welche jetzt im Lande herrscht, schon manchen Thaler gekostet, aber ich denke, ich halte es aus. Die Haideschenke ist in gutem Zustande und würde allein ihren Mann nähren, ohne die Felder, und die kennt Ihr ja so gut, wie ich. Ich brauche mich derselben nicht zu schämen.“

„Ich kenne sie. Doch wozu dies Alles?“ unterbrach ihn der Ackerbauer.

„Laßt mich ausreden,“ bat der Haidewirth und Grebe schwieg, aber sein Blick wurde immer finsterner.

„Seitdem meine Mutter todt ist,“ fuhr Röber fort, „fehlt es mir in meiner Wirthschaft und im Felde. Bin ich hier, so kann ich nicht dort sein und ich habe Niemand, auf den ich mich jetzt fest verlassen kann. Ich hab's auch überdrüssig, länger allein dazustehen und bin alt genug geworden, um eine Frau zu nehmen. Das ist es, weshalb ich hierher gekommen bin und worüber ich mit Euch sprechen wollte.“

Der Ackerbauer schwieg.

„Grebe, seit Jahren habe ich Euer Mädchen lieb und weiß, daß es auch mich gern hat. Gebt mir das Mädchen zur Frau. Es soll es gut bei mir haben und ich weiß, daß es nicht „Nein“ sagen wird, wenn Ihr „Ja“ sagt!“

Der Ackerbauer hatte schweigend zugehört. Jetzt richtete er seine kräftige Gestalt höher empor und seine Brust dehnte sich aus. „Kann sein,“ erwiderte er. „Dennoch müßt Ihr weiter gehen und bei Andern nachfragen, wenn Ihr heirathen wollt. Hier wird's nichts damit!“

Diese Antwort schien der Haidewirth nicht erwartet zu haben. Sein Stolz fühlte sich dadurch verletzt, denn er wußte, daß ihm keine Thür verschlossen bleiben würde, an die er als Freier klopfte. Doch blieb er ruhig! zum Wenigsten zwang er sich zu bleiben.

„Ist das Euer Ernst?“ fragte er.

„Nun ich denke, Ihr habt mich mit Euch noch nicht viel scherzen sehen. Es ist mein Ernst,“ erwiderte der Ackerbauer und ein leichter Hohn klang durch seine Worte hindurch.

„Zweifelt Ihr, daß ich es ehrlich meine?“ warf der Haidewirth ein.

„Ich verstehe Euch nicht recht,“ gab Grebe zur Antwort. „Habt Ihr je gehört, daß ich mich von irgend Jemand am Narrenseile habe führen lassen, oder daß ich mich in meinem eigenen Hause habe verspotten lassen! Dächte ich, daß Ihr es mit dieser Werbung nicht ehrlich gemeint hättet, dann ständet Ihr nicht mehr hier, längst hätte ich Euch zur Thüre hinausgeworfen, daß Ihr nie daran hättet denken sollen, wiederzukehren. Das ist meine Absicht von solchen Sachen; ob Ihr anders denkt, weiß ich nicht.“

Aber das Eine will ich Euch noch wissen lassen. Ihr seid mit meiner Tochter öfter zusammengelommen — ich weiß darum, aber ich will's nicht mehr haben! Ich denke, Ihr werdet mich verstanden haben und nun ist's genug!“

„Gut!“ rief er. „So sagt mir zum Wenigsten, weshalb ihr mir die Hand des Mädchens abschlagt!“

Der Ackerbauer wandte sich um.

„Ich habe nicht nöthig, Euch zu sagen, weshalb mein Wille so oder so ist. Es müßte Euch schon genug sein, wenn ich sage, ich will's nicht, da Ihr mich indeß darum fragt, so will ich Euch bitten: Mir ist mein Mädchen und mein Name zu lieb, um beides mit einem Manne zu verbinden, der ein Jahr im Zuchthause gefesselt hat!“

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, so trat der Haidewirth aufgeregt hastig vor ihn hin. Die Brüste der beiden Männer berührten sich.

Der Ackerbauer wich auch nicht einen Zoll breit zurück. Er zuckte nicht zusammen. Er schien dies erwartet zu haben und war darauf gefaßt.

„Ihr seid der Erste, der mich daran zu erinnern wagt!“ rief Röber. Seine Stimme hatte sonst einen wohlklingenden Klang, jetzt tönte sie heiser, fast flüsternd vor Aufregung.

„Es hat noch Niemand gewagt!“ fuhr er fort.

„Und Ihr sagt es nicht zum zweiten Male!“

„Und Ihr würdet mich am wenigsten daran hindern!“ rief Grebe bitter lachend. „Ich habe mir noch von Niemand Vorschriften machen lassen und weiß auch, welchen Gebrauch ich von meinem Hausrecht zu machen habe!“

Der Haidewirth antwortete nicht, aber sein Blick war so glühend und drohend auf den Ackerbauer gerichtet, daß die Meisten vor ihm zurückbebebt sein würden. Dieser aber hielt den Blick aus. Er war sich seiner Kraft bewußt, und sein Stolz duldete nicht, die geringste Schäche zu verrathen.

Der Haidewirth schwieg.

„Versteht Ihr nicht, was ich Euch gesagt habe?“ fragte Grebe höhrend den Haidewirth.

„Ich verstehe es!“ erwiderte Röber, immer noch äußerlich scheinbar ruhig. „Ich verstehe es!“ wiederholte er, „doch wagt es nicht, dies Recht an mir zu versuchen, es dürfte anders ausfallen, als Ihr vermuthet!“

„Haha! Und ich wage es dennoch!“ rief der Ackerbauer und erfaßte den jungen Mann mit raschem Griffen an der Brust.

Der Haidewirth zuckte zusammen. Alles, was in ihm noch gefesselt und zurückgehalten war, machte sich nun mit einem Male Luft. Das Blut schoß ihm in die Wangen. Ehe der Ackerbauer ihn noch zurückgerängt hatte, erfaßte er dessen Arm und seine Hand, schloß sich fest mit eiserner Kraft um denselben.

Einige Sekunden standen Beide so regungslos da, Auge in Auge.

Das Gesicht des Ackerbauers röthete sich. Er hatte auf seine Stärke vertraut und er fühlte, daß er einen ihm überlegenen Gegner gefunden hatte. Er fühlte, daß die Kraft seines Armes unter dem eisernen Drucke nachließ; wider seinen Willen öffnete sich seine Hand. Er hatte die Zähne auf die Lippen

gepreßt, daß kein Blutstropfen über dieselben rann; er kannte keine Furcht, sein Auge hielt auch jetzt noch des Haidewirths Blick aus, ohne zu zucken — doch seine Kraft war seinem Willen nicht gewachsen.

„So!“ rief der Haidewirth, laut, heftig, indem er ihn von sich stieß, daß er einige Schritte zurücktaumelte. „So! Ihr müßt einen Andern bestellen, wenn Ihr mich aus dem Hause werfen wollt. Bei Knaben möchtet Ihr es selbst können, bei mir nicht!“ Grebe rang nach Athem. Dies hatte er nicht erwartet. Zorn und Scham raubten ihm fast die Besinnung. Sein Auge fuhr flüchtig durch das Zimmer — nach einer Waffe, suchte es — es fand keine. Unfähig, sich zu fassen, stürzte er auf den Haidewirth zu und erhob den Arm zum Schläge.

Röder stand regungslos da. Mit seinem glühenden Blicke schien er den Schlag auffangen zu wollen. Der Aderbauer schlug nicht zu. Langsam ließ er den Arm sinken. Der Blick, die unheimliche Ruhe des Gegners hielten ihn zurück. Röder schien dies erwartet zu haben. Mit einem stolzen, verächtlichen Lächeln wandte er sich von ihm ab und verließ das Zimmer.

Grebe wollte ihm nachstürzen und mit ganzer Kraft sich auf ihn werfen. Er wollte ihm zeigen, daß er ihn nicht fürchte — und dennoch fürchtete er ihn. Er stand still, ehe er die Thür erreichte. Drohend hob er die Hand hinter dem Fortgeeilten, Alles würde er ihm verziehen haben, nur nicht, daß er stärker war als er, daß er als Sieger aus seinem eignen Hause ging. Das Glück hatte ihn so lange Jahre hindurch begünstigt und verwöhnt. Sein Wille hatte gegolten, Niemand hatte ihm zu widersprechen gewagt und Niemand hatte sich mit seiner Kraft messen können.

Und jetzt der Haidewirth! Diese schlante Gestalt, in der Niemand solche Kraft ahnen konnte.

Kein Auge hatte den Auftritt gesehen. Durste er erwarten, daß Röder darüber schweigen werde?

Das Blut schoß ihm auf's Neue in die Wangen, als er hieran dachte. Er sah schon, wie die Leute lächelnd auf ihn, den Starren, blickten. Mit der Faust schlug er sich vor die Stirn. Es wirbelt ihm im Kopf. Erschöpft, ja fast besinnungslos warf er sich auf einen Stuhl, starr vor sich hin auf den Boden blickend. So blieb er regungslos eine Zeit lang sitzen, bis seine Tochter Margarethe in's Zimmer trat.

Sie schreckte zusammen, als sie sein zerrörtes Aussehen bemerkte und eilte auf ihn zu.

Margarethe war eine liebliche Erscheinung. Ihre Gestalt war schlank und zierlich, wenn auch nicht klein. Auf ihrem Gesichte lag noch die vollste Jugendfrische, und sie konnte wirklich für schön gelten. Nur Eins erinnerte an ihren Vater, ihr festes entschlossenes Auge.

Sie war Grebes einziges Kind und mit ganzer Liebe hing er an ihr. Noch hatte sie, so lange sie lebte, wohl keine zehn bösen Worte aus seinem Munde gehört und so streng und unnachgiebig er auch gegen Andere war, mit ihren Bitten, mit ihrer weichen Stimme vermochte sie Alles über ihn. Auch als sie jetzt ihren Arm um seinen Nacken legte, sich zu ihm niederbeugte und fragte: „Was hast Du, Vater?“ zuckte er zusammen und versuchte sich gewaltsam aufzuraffen.

Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sein einziges Kind den Menschen liebe, den er jetzt als seinen erbittertesten Feind betrachtete.

„Nichts!“ erwiderte er heftiger, als er je zu ihr gesprochen. „Aber Eins will ich Dir sagen — Du kommst mit dem Menschen, dem Haidewirth, nicht wieder zusammen. Ich will es nicht.“ Er stand auf und wollte das Zimmer verlassen.

Margarethe hielt ihn zurück. Sie begriff ihres Vaters Heftigkeit nicht, denn sie hatte keine Ahnung von dem eben vorgefallenen Auftritte und wußte nicht, daß Röder im Hause gewesen war. Sie liebte den Haidewirth. Hatte sie ihre Gefühle auch noch keinem Menschen außer ihm gestanden, so war sie doch fest entschlossen, für ihre Liebe offen in die Schranken zu treten.

„Weshalb nicht, Vater?“ fragte sie.

Der Aderbauer blickte sie erstaunt an. „Weshalb nicht?“ wiederholte er bitter. „Weil ich es nicht will! Und wenn auch Du es wissen willst, so will ich es Dir sagen. Er hat die Kühnheit gehabt, um Deine Hand anzuhalten, und da habe ich ihn zurückgewiesen, wie es sich's wohl gebührt. Ich habe ihm gesagt, daß mein Kind und mein Name mir zu lieb seien, um sie mit einem Menschen zu verbinden, der im Zuchtthause gefessen habe!“

„Vater!“ unterbrach ihn Margarethe.

„Ich denke, er wird nicht zum zweiten Male mein Haus zu betreten wagen,“ fuhr er fort. „Ich habe nichts mehr mit ihm zu schaffen!“

Er verließ das Zimmer, ehe Margarethe noch ein Wort erwidern konnte. Mit einem Male aus all' ihrem Hoffen und Wünschen gerissen, stand sie da. Sie liebte den Haidewirth mit der ganzen Gluth und Leidenschaftlichkeit, deren sie fähig war; sie konnte nicht von ihm lassen. Daß ihr Vater ihn nie gern gehabt hatte, wußte sie, doch den Grund dieser Ab-

neigung kannte sie nicht. Hatten ihn doch fast alle Menschen lieb. Und sie war stolz gewesen, daß er sie vor allen andern Mädchen ausgezeichnet und ihr seine Liebe gestanden hatte. Er hatte ein Jahr im Gefängniß gefessen, weil er in der Leidenschaft, in der Hitze des Streites mit einem Messer nach einem jungen Manne gestochen hatte. Es war dies ein düsterer Fleck in seinem Leben und nur ein Mal hatte er zu ihr darüber gesprochen, die Eifersucht hatte ihn dazu getrieben und in dem Augenblicke aller Sinne beraubt. Schon damals hatte er Margarethe geliebt, und als ein junger Bauer, Namens Märten's, sich gebrüstet, daß er des Aderbauers Tochter heirathen werde, und daß der Aderbauer ihm die Hand des Mädchens nicht abschlagen könne, da hatte er in der Aufregung sich selbst nicht mehr gefannt, denn nur zu leicht war sein Blut zu erregen. Ein Jahr hatte er dafür gebüßt. Aber die Genugthuung war ihm geworden, daß Grebe Märten's Bewerbung zurückgewiesen und er selbst Margarethens Herz gewonnen hatte.

Konnte sie ihm dieser That wegen zürnen, durfte sie ihn deshalb weniger achten? Sie wußte, daß er heftig war und leicht in Zorn gerieth; sie kannte aber auch sein edles, opferwilliges Herz.

Mit Ungebuld sah Margarethe dem Abende entgegen, um ihn an dem Orte, wo sie sich gewöhnlich zu treffen pflegten, zu sprechen. Ihr Vater vermied es den ganzen Tag über, so viel als möglich, mit ihr zusammenzutreffen und erwähnte nicht mit einem Worte den Vorfall des Morgens. Mit einem Befehle schien er Alles für abgemacht zu halten.

Der Abend war längst hereingebrochen. Der Aderbauer saß in düsterem Schweigen im Zimmer und Margarethe hoffte, daß er das Haus an diesem Abend nicht mehr verlassen werde. Leise trat sie durch die Hinterthür des Hauses in den Garten. Es war Niemand darin, denn die Knechte und Mägde hatten sich sämmtlich auf der Straße vor dem Hofe versammelt. Sie hörte dort laut sprechen und lachen.

Langsam, als ob sie hinausgetreten sei, um die Abendluft zu genießen, durchschritt sie den Garten. Kaum hatte sie denselben indeß verlassen, so wandte sie sich schnell einem nahen Kieferngehölze zu. Dort war sie bis jetzt immer mit dem Geliebten zusammengetroffen.

Es war dunkel in dem Gehölz. Sie dachte nicht an Furcht. Alle ihre Gedanken waren auf den Geliebten gerichtet.

An einer lichteren Stelle in dem Gehölz war der Ort, wo sie sich zu treffen pflegten. So schnell als möglich eilte sie dahin, um den Haidewirth nicht warten zu lassen.

Fast athemlos erreichte sie die Stelle. Ihr Auge blickte spähend umher. Sie sah Niemand. Sie wollte rufen, allein sie wagte es nicht, die Angst preßte ihr auch die Brust zusammen.

Von Ungebuld getrieben war Röder immer der Erste an diesem Plage gewesen und heute fehlte er — heute, wo es ihm am meisten treiben mußte, mit ihr zu sprechen. Mit Vorwürfen hatte er sie stets überhäuft, wenn sie einmal zu spät gekommen war, oder gar nicht hatte erscheinen können. Wo blieb er? — Sollte er gar nicht kommen? — Sollte er in dieser Weise von ihr Abschied nehmen wollen? — War seine Liebe nicht fester begründet?

Alle diese Gedanken schossen ihr ängstlich durch den Kopf. Sie hörte in der Stille des Abends ihr eigenes Herz pochen. Vergebens strengte sie ihr Auge an, umherzuspähen. Ohne Jagen würde sie für ihre Liebe Allem getrogt haben. Diese Ungewißheit, dieses Bangen raubte ihr den Muth. Die Thränen traten ihr in die Augen und vergebens bemühte sie sich, dieselben zurückzudrängen.

Endlich sah sie den Haidewirth kommen. Sie hätte aufjauchzen mögen. Mit freudiger Aufregung eilte sie ihm entgegen und warf sich in seine Arme.

„Ah, Du bist da,“ sprach er, nicht ohne einen leisen Anflug von Bitterkeit. „Ich glaubte nicht, daß Du kommen würdest — ich glaubte, Dein Vater würde es Dir verboten haben.“

„Heinrich — Heinrich,“ rief Margarethe bittend und vorwurfsvoll zugleich. „Er hat es mir verboten, aber ich bin doch gekommen, ich kann — ich will nicht von Dir lassen!“

„Du willst nicht von mir lassen?“ wiederholte Röder, sie stürmisch an sein Herz pressend. „Du willst gegen den Willen Deines Vaters mein — mein werden — mir willst Du angehören?“

„Und wenn die ganze Welt dagegen wäre,“ erwiderte sie, mit beiden Armen seinen Hals umschlingend. „Ja! dann troge ich Allen,“ rief der Haidewirth.

„Dann will ich sehen, wer zuletzt siegt! Und Du sollst mein werden — Du sollst es!“ — „Dein Vater hat mir vorgeworfen, daß ich im Gefängniß gefessen habe, deshalb will er Dich mir nicht geben. Aber das ist der Grund nicht. Ich bin ihm nicht reich genug, er glaubt, mehr zu haben, als ich. Sein Hof ist größer, als meine Schenke, aber wir wollen sehen, wer am weitesten kommt!“

„Ich würde Dein und wenn Du gar nichts hättest,“ warf Margarethe ein.

„Und ich kann ohne Dich nicht leben!“ rief Röder.

„Ich will meinen Vater so lange bitten, bis er die Einwilligung giebt.“

„Thue es nicht,“ erwiderte der Haidewirth und sein Auge leuchtete düster. „Thue es nicht — er wird sie nicht geben. Sieh, er ist stolz auf sein Geld, auf seine Kraft. Zu oft hat er sich gerühmt, daß ihm Niemand gewachsen sei — ich bin ihm gewachsen — heute Morgen hat er es empfunden!“

„Du hast mit ihm Streit gehabt?“ fragte Margarethe ängstlich.

Röder lachte mit bitterem Hohn, „an der Brust hat er mich erfaßt, um mich aus dem Hause zu werfen! . . .“

„Und Du?“ unterbrach ihn das Mädchen.

„Ich habe seinen Arm gehalten, bis er von selbst losließ. Er hat meine Kraft kennen gelernt. Zum Fenster hätte ich ihn hinausgeworfen, wäre er nicht Dein Vater gewesen!“

„Heinrich! Heinrich!“ rief das Mädchen, schluchzend den Kopf an seine Brust lehrend.

„Sei ruhig — sei ruhig! — Bitte ihn nicht — das vergißt er nicht. Seine Einwilligung wird er nie geben, aber er wird auch nicht zum zweiten Male wagen, mich anzurühren.“

„Ich wage es, Bube!“ rief im Augenblicke eine Stimme dicht hinter ihnen.

„Mein Vater!“ schrie Margarethe auf und umklammerte fest den Geliebten, als ob sie ihn schützen wollte.

Der Haidewirth umfaßte sie.

„Zurück von dem Buben!“ rief der Aderbauer — er war es — indem er vorprang und drohend einen schweren Stock erhob.

Röder suchte das Mädchen von sich fortzudrängen, um ihrem Vater entgegenzutreten.

„Laß das Mädchen los!“ rief Grebe, „oder wie einen Buben züchtige ich Dich!“

Fester noch klammerte Margarethe sich um den Geliebten.

Da ließ der Aderbauer, der seiner Sinne kaum mächtig war und den Stock noch immer erhoben hatte, denselben schwer niedersinken, um des Haidewirths Kopf zu treffen.

Dieser hatte den linken Arm erhoben, um den Schlag abzuwenden. Der Stock glitt an ihm nieder und traf Margarethens Haupt.

Mit halb gedämpfem Aufschrei sank das Mädchen bewußtlos nieder.

Der Haidewirth vermochte sich nicht zu halten. Mit der Kraft der Verzweiflung schleuderte er den Aderbauer fort, daß er mehrere Schritte zurücktaumelte und niederstürzte, dann beugte er sich über die Geliebte.

Er kniete neben ihr nieder, er erfaßte ihren Arm; kraftlos, scheinbar ohne Leben sank derselbe zurück. Laut rief er ihren Namen; sie antwortete nicht. In leidenschaftlicher Aufregung, Alles in seinem Schmerze vergessend, warf er sich über sie. Ueber ihr Gesicht fühlte er das warme Blut niederrinnen.

Auch der Aderbauer war wieder aufgesprungen. Erst jetzt wurde er des Unheils inne, das er durch seinen Schlag hervorgerufen hatte. Sein eigenes Kind hatte er getroffen — vielleicht getödtet.

Wie gelähmt stand er da. Alles um ihn schien zu tanzen und sich zu drehen. Regungslos sah er Margarethe daliegen und den Haidewirth über sie gebeugt. Der Haß gegen diesen Menschen war in diesem Augenblicke in ihm erstorben. Er zitterte an allen Gliedern und wagte nicht einmal, sich zu seinem eigenen Kinde niederzubeugen.

Margarethe kam wieder zu sich. Die Wucht des Schlages war durch den Arm des Haidewirths abgeschwächt. Sie nannte den Namen des Geliebten. Sie richtete sich langsam empor.

Erst jetzt, als er sein Kind sich wieder regen sah, als er dessen Stimme hörte, gewann der Aderbauer seine Fassung wieder und mit ihr lehrte zugleich sein Zorn zurück. In der Aufregung und Leidenschaft kannte er fast kein Mitleid.

„Geht von meinem Kinde!“ rief er.

Der Haidewirth hatte in seiner Angst und seinem Schmerze des Gegners fast vergessen. Er richtete sich empor und sein Auge glühte.

„Heinrich — Heinrich!“ flüsterte Margarethe bittend und versuchte, ihn mit schwacher Hand zurückzuhalten. „Es ist mein Vater,“ fügte sie hinzu.

Röder schien sie nicht zu hören. Sie wiederholte ihre Bitte. Sie beschwor ihn, nicht noch größeres Unheil hervorzurufen.

Mit Gewalt kämpfte er seine Aufregung nieder. Noch immer stand der Aderbauer drohend da. Er würdigte ihn kaum eines Blickes.

„Haha!“ rief er. „Nun kann der Aderbauer vielleicht auch noch ein Jahr im Zuchtthause sitzen.“

Der Aderbauer zuckte zusammen. Das würde sein Tod sein.

(Fortsetzung folgt.)